Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 12

Artikel: Der Mondstrahl [Schluss]

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634284

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 23. März

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Es gibt so Schönes...

Es gibt so Schönes in der Welt,
Daran du nie dich satt erquickst
Und das dir immer Treue hält
Und das du immer neu erblickst:
Der Blick von einer Alpe Grat,
Am grünen Meer ein stiller Pfad,
Ein Bach, der über Felsen springt,
Ein Vogel, der im Dunkel singt,
Ein Kind, das noch im Traume lacht,
Ein Sterneglanz der Winternacht,
Ein Abendrot im klaren See,
Bekränzt von Alm und Firneschnee,
Ein Lied, am Straßenzaun erlauscht,
Ein Gruß mit Wanderern getauscht,
Ein Denken an die Kinderzeit,
Ein immer waches, zartes Leid,
Das nächtelang mit feinem Schmerz
Dir weitet das verengte Herz,
Und über Sternen schön und bleich
Dir baut ein fernes Heimwehreich.

Hermann Hesse.

Der Mondstrahl.

Erzählung von Ernst Zahn. (Schluß.)

Plazida fuhr auf und war bleich vor Schrecken. „Es schlägt gern in die Bäume, Brosi,“ sagte sie ganz leise, denn die Angst nahm ihr die Stimme.

Aber die Blitze folgten sich jetzt unablässig, und das Tal schien von einem einzigen, unaufhörlichen Rollen und Grollen erfüllt. Dann brach eine Flut von Regen heran. Man hörte sein brausendes Nahen, und plötzlich stürzte er über die beiden. Doch schon stand Brosi neben Plazida unter dem Felsblock.

Es erwies sich jetzt, wie kindisch sie noch in manchem war. Sie zitterte, und die Lippen zuckten ihr in einem nervösen Weinen. Dabei vermochte sie kaum sich aufrecht zu erhalten. Brosi hatte sich ins Moos gesetzt und hieß sie, sich neben ihm niederlassen. Das tat sie; aber ein furchtbarer Donnerschlag krachte eben wieder, und sie griff blindlings nach seiner Hand. Ihre Furcht hatte jetzt etwas Verzweifeltes. Jedes neue Leuchten und Rollen jagte sie in größere Erregung. Sie klammerte sich an Brosi. Er sprach nicht; aber er legte den Arm um sie, und nun nestelte sie sich wie ein erschrecktes Kind in ihn hinein, daß er verwundert und unbeholfen sie näher an sich nahm. Zuletzt zog er sie auf seine Knie und hielt sie bärenhaft täppisch und doch sorglich fest.

„So ein wildes Wetter dauert nicht lang,“ sagte er einmal, und vielleicht beruhigte sie das Wort oder die Empfindung, wie sorglos er selber war. Sie hörte auf zu zittern.

Allmählich ließ auch die Wut des Wetters nach, und im Gleichmaß zu diesem Nachlassen wurde Plazida wieder auf Dinge aufmerksam, die außerhalb ihrer Angst lagen. Sie erkannte das Drollige, Verlorene, das sie selbst hatte, während sie so in Brosis unbeholfener Umschlingung lag. Eine stille Lustigkeit bemächtigte sich ihrer, die zuerst nur in ihren heller werdenden Blicken leuchtete. Dabei betrachtete sie die stämmigen Arme, die sie hielten, und das dunkle Gesicht mit dem wilden Bart, das ihr ganz nahe war. Sie begegnete Brosis Augen und mußte dabei denken, daß eigentlich ein Ausdruck von Güte und Gutmütigkeit darin liege, gar nichts, was an des Burschen Verwahrlosung und übles Leben erinnerte. Ein Empfinden des Behagens ergriff sie, das vielleicht ebensosehr der Gewißheit entsprang, daß das böse Wetter seinem Ende nahte, wie daß der starke Brosi ihr nichts geschehen ließ. Dann brach die Lustigkeit sich Bahn. „Ich habe keine Angst mehr,“ sagte sie und setzte sich gerade auf. Dabei kam ihre schmale, magere Hand auf seine schwere braune Tatze zu liegen, und sie spannte die Finger und maß sie an den seinen. Dazu wandte sie den Kopf gegen ihn und lachte. Sie hatte ihn in diesem Augenblick gern, so wie vielleicht ein verwöhntes jüngstes Kind einen viel älteren Bruder liebt, der ihm alles zu Gefallen tut.

Brosi wurde verlegener, je mehr sie an Lebendigkeit gewann. Er versuchte nicht, sie zu halten, als sie sich bald nachher ganz frei machte und aufstand. Seine Arme sanken nur unendlich langsam von ihr, und man sah ihm an, daß er noch stundenlang so gesessen haben würde, wortlos, zufrieden und wie in einem Traum. Er machte sich dann wieder an die Arbeit, und nach einer Weile aßen sie zusammen. Da

der Regen nachgelassen, streifte Plazida nachher in den Wald. Als sie diesen gegen den Abend verließen, waren sie größere Freunde als bisher. Plazida ging diesmal voraus. Und ehe sie an den Steg kamen, fühlte sie plötzlich Brosis Hand von hinten nach der ihren fassen. Sie glaubte, daß er etwas von ihr wollte, aber er zog die Tatze gleich zurück. Sie hatte ihre Finger mehr wie ein Streicheln berührt, und sie konnte auch aus seiner Haltung erkennen, daß eine Art überwallender Zärtlichkeit ihn zu der scheuen Bewegung geführt hatte. Sie erkannte das trotz ihrer Jugend und Unwissenheit, und es machte sie nachdenklich und stimmte sie weich. Sie sprachen beide kein Wort mehr, bis sie daheim waren.

III.

Das Verhältnis zwischen Plazida und Brosi blieb immer dasselbe. Er wich nur aus ihrer Nähe, wenn er mußte. Wenn er aber nur wußte, daß er sie beim Essen sah, oder daß sie an der Stelle vorüberkam, wo er arbeitete, war er zufrieden. Er selbst war vollständig verwandelt. Er ließ sich nie müßig im Dorfe sehen, noch weniger im Wirtshaus. Gegen die Menschen zeigte er ein mürrisches, verschlossenes Wesen, als ob er empfände, daß sie ihn vorher um seiner Laster bestaunt hatten und jetzt um seiner Enthaltsamkeit und Bravheit willen angafften. Kasimir, der Bauer, war nicht feinfühlig genug, als daß er von seiner Umwandlung, die auch ihm auffiel, geschwiegen hätte. Er neckte ihn ein parmal mit derben, täppischen Worten. „Du bist ja auf einmal so zahm geworden, du großer Lump."

Brosi knurrte bissig auf und gab ihm ebensowenig wie den andern irgendwelche Erklärung, woher ihm die Besserung kam. Er hatte keine zu geben; denn er hätte selbst nicht zu sagen vermocht, was mit ihm geschehen oder in ihm vorgegangen sei.

„Viel hat das Kind wohl schuld," sagte Plazidas verständige Mutter, „es hat ihn zutraulich gemacht, und ich sage ja, Gutheit tut manchmal Wunder bei derlei Menschen."

Demgemäß beobachtete sie selbst auch gegen Brosi eine ruhige, gleichmäßige, zurückhaltend freundliche Art, die ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen schuf.

Frau Maria hatte aber eine Sorge. Plazida, das Mädchen war nicht gesund. Sie litt an Atemnot, seit sie in den Bergen war, fror bei jedem kühlen Winde, und jede Gemütsbewegung brachte ihr sonderbare Zustände plötzlicher Erschöpfung. Im Laufe des Sommers ging ihre Mutter mit ihr zum Arzt, der sie untersuchte und sagte, sie hätte nicht auf die Höhe gehen sollen, ihr Herz ertrage sie nicht. Die Frau stutzte. Sie war ohne Vermögen, auf das Haus ihres Bruders als Zuflucht angewiesen. Ganz verwirrt fragte sie, was sie denn tun sollte. Der Arzt kannte ihre Verhältnisse und wollte ihr vielleicht nichts zumuten, was ihr schwer gefallen wäre; vielleicht nahm er selber auch die Sache kalt. So empfahl er ihr eben, der Plazida, wenn sie nun einmal bleiben müsse, wo sie sei, Schonung angedeihen zu lassen.

Frau Maria kam mit verweinten Augen von ihrem Gang zurück. Plazida ahnte mehr, als sie wußte. In ihren blassen Augen lag eine leise, lächelnde Wehmut, wie die Jugend, die noch zu reich und zu flügge ist, um am Kummer zu haften, die sie im Vorempfinden eines Leides manchmal hat.

Brosi hörte, was ihre Mutter nach der Heimkehr dem Bruder erzählte. Es war in der Wohnstube. Der Bauer und die Schwester saßen am Tisch, und Brosi war im Begriff, aus der Tür zu gehen, als er das erste Wort auffing. Er hielt schon die Klinke in der Hand, aber er blieb stehen mit gebeugtem Nacken, im Schritt stockend, und lauschte mit allen Sinnen. Und als er wußte, daß die Plazida gezeichnet war, sprang etwas Raubtierhaftes in seinen Blick, und eine unbeschreibliche, blinde Wut stürmte in dem seltsamen Menschen. Vielleicht hätte er den Arzt erdrosselt, wenn er ihn gehabt hätte, weil er das gesagt hatte. Er hatte eine Gier, einen Schuldigen zu haben, an dem er für die Gefahr, in welcher die Plazida schwebte, Rache nehmen könnte.

Die Wut verrauchte, weil sie keinen Anlaß fand, auszubrechen, oder verstockte vielmehr. Dafür wuchs die Sorge um das Mädchen. Diese Sorge bekam nach und nach fast etwas Herrisches, so mächtig war sie. Wenn er die Plazida sich bücken sah, sprang er hinzu und gab ihr, wonach sie langte. Wenn sie bergan stieg, mahnte er hastig: „Langsam! Geh doch langsam, bei Gott!" Als die Tage herbstlich wurden, trieb er sie ins Haus, sobald ein rauher Luftzug wehte, oder stand plötzlich mit einem dicken Tuch hinter ihr und legte es ihr wortlos um. Und einmal, als sie sich mit einem leichten Paket, das sie für die Mutter auf der Post geholt, dem Hause näherte, kam er mit glühendem Kopf aus dem Stall gerannt und riß es ihr aus der Hand. „Bist du denn ganz verdreht?" fuhr er sie an.

Manchmal war ihr die Bewachung, die er über sie ausübte, unbequem, meistens aber weckte sie ihre Lustigkeit, und zuweilen ahnte sie etwas Tiefes, Gewaltiges in seiner Fürsorge und empfand, ohne es zu wollen, eine warme Dankbarkeit.

Die Tage gingen und es kam ein früher Winter mit einem schweren, trockenen Schnee. Tal und Dorf konnten in ihm gleich für Monate eingegraben liegen. Plazida hatte im Herbst müde Tage gehabt. Jetzt fühlte sie sich viel wohler, und sie freute sich über die weiße, flirrende Welt, derengleichen sie noch nie gesehen hatte. Nach einer Woche war der Schnee auf den Straßen eingestampft. Da fuhren die Schulkinder auf kleinen Schlitten von der Höhe der Meyener Kapelle und am Hause Kasimir Schulers vorüber talwärts. Wenn es dämmerte, lösten die Burschen und Mädchen das Kleinvolk ab. Das war ein Leben! Plazida sah durch die Scheiben auf das Lachen und Gleiten, und die heiße Jugend wallte in ihr auf. Sie verlangte, daß Brosi mit ihr ein paar Fahrten tue.

„Das ist nichts für dich," murrte er. Dann rief er sie. Die Katze hätte Junge unten im Stall, sie solle die mit ihm anschauen kommen. So wußte er sie abzulenken. Ganz klug und ganz ruhig.

Im übrigen warnte auch die Mutter, wenn auch milder, Plazida möge das Schlitteln andern überlassen. Aber eines Abends, als Brosi noch im Bergstall beim Vieh war, sah sie das Mädchen mit dem kleinen Schlitten, der im Hause stand, gegen die Kapelle hinanziehen. Plazida erblickte die Mutter, lachte, daß sie alle überlistet hatte, und winkte mit der Hand zurück. Die Freude und der Uebermut leuchteten aus ihrem Gesicht, und die Mutter war schwach, dachte, daß einmal kein mal sei, und wollte ihr das Vergnügen nicht verderben. Sie sah sie auch bald nachher gegen das Haus heranfahren. Ihre Wangen waren rot, wie sie nie gewesen waren, und ihre Augen blitzten vor Eifer. Sie hatte Gesellschaft. Es waren

noch andre junge Leute da. Und sie wollte hinter ihnen nicht zurückstehen. Nach kurzer Zeit befand sie sich abermals auf dem Weg bergan. Ihr Laufen war fast ein Stürmen; denn so machten es die andern auch. Sie war mit Leidenschaft in der neuen Freude.

Frau Maria hatte sie diesmal nicht beobachtet, aber als sie nach einer Weile zufällig wieder ans Fenster kam, gewahrte sie eine Ansammlung von Leuten oben an der Kapelle und wurde aufmerksam. Und auf einmal befiel sie Angst. Seltsam! Da oben mußte ein Unglück geschehen sein! Inzwischen lief schon ein junger Bursche auf das Haus zu. Sie sah, wie er jemand anrief. Dann rannte unten vom Hause weg Kasimir Schuler, der Bruder, wie gejagt gegen jene Menschengruppe hinauf. Da eilte auch Frau Maria hinunter. Sie kam aber nicht bergan. Von oben trugen sie ihr schon die Tochter zu. Ein Herzschlag hatte sie getötet.

* * *

Der Mond spielte um die Hütte des Kasimir Schuler. Es war die Zeit der langen Nächte, und der Mond hatte einen langen Weg. Er warf ein wunderbares Licht in das verschneite Tal, das dem Himmel eine blaue Sammtfarbe gab und den weißen, ragenden Bergen eine überirdische Wucht und Schönheit und Schärfe. Am Schulerhaus legte er seinen weißen Schein auf die Schneepolster an den kleinen Gesimsen zweier Kammerfenster, brach durch die schwarzglänzenden Scheiben und fand das Bett, wo die tote Plazida lag. Gerade als ob er es gesucht hätte. Dasselbe ruhige, breite, bleiche Licht wie draußen aufs Gesims, legte er auf die Bettdecke und zog es höher, leise höher, bis es das Kissen erreichte, auf dem Plazida ruhte. Wie es lange gedauert hatte, bis es dieses gefunden, so blieb es auch lange auf ihrem Gesicht haften. Das sah wunderbar aus, jung, kindlich froh und zart. Das Haar war darum geordnet, daß es die Wangen berührte und an die Schultern reichte, lauter glatte Strähne von einem merkwürdigen, bernsteinartigen Glanz. Ein solch junges Antlitz, in das noch keine einzige Sorgenfurche geschnitten, das noch jede Linie frisch und fein trägt wie eben gemeißelt, ist wie ein Wunder. Der Mond erhöhte noch das Wundersame daran.

Jetzt stand drüben an der Tür, wo es dunkel war, Brosi und starrte das Bett an. Er war eben hereingekommen, und sie hatten ihn allein gehen lassen; denn Frau Maria saß in der Wohnstube und wollte sich totweinen, und der Bruder leistete ihr Gesellschaft und sprach ihr Trost zu, so gut er das verstand und seine sparsame Art erlaubte. Brosi war spät nach Haus gekommen, hatte einer Kuh abwarten müssen, die am Kalben war. So war es möglich gewesen, daß er unterwegs niemand mehr traf und erst zu Hause das Geschehene erfuhr. Er stand da, wie er gekommen war, nur die Holzsandalen hatte er draußen gelassen. Heufäden hingen an ihm. Die Tür hatte er ins Schloß gezogen und stand lauernd, vorgebeugt, gleichsam auf Zehen, als ob er eine Schlafende nicht stören dürfe. Er hatte auch gar nichts gesagt, als sie ihm das Unglück mitgeteilt, glaubte oder begriff es noch nicht. Er spähte nach dem Bett, in das Mondlicht hinein. Sein Gesicht war zu kupfern, als daß man Blässe darauf gesehen hätte, aber es war ein eigentümliches Zucken und Leben darin, jetzt am Munde, jetzt in den Augen, jetzt an der sich hochziehenden Stirn. Dabei sprach er mit sich selber: „Nein, nein, beim Herrgott, nein!"

Dann lachte er ganz merkwürdig, wie wenn ihm das Lachen am Mund erfröre.

Jetzt tappte er ein wenig näher.

Und schaute wieder. —

Und schaute wieder. —

So lange stand er nun schon da, daß der silberne Glanz auf dem Bett inzwischen wieder weiter und weiter gerückt war. Jetzt lagen Plazidas goldene Haare im Schatten. Jetzt war nur noch die weiße Stirn im Licht. Und jetzt haftete die Helligkeit des Mondes klein wie ein Silbertaler auf dem Bettpfosten.

In diesem Augenblick trat Brosi ans Bett und faßte Plazidas Hand. Die Hand war kalt. Der Bursche stieß einen Laut heraus, der kein Wort war, sondern mehr ein Lallen.

Da — da erlosch der letzte leise Mondstrahl.

Und — da wendete Brosi sich vom Bett ab, mit tastenden Händen, als ob er etwas halten wollte. Die Plazida? Nein, nein — die war fort — die — die Plazida. Wie das Licht, das hinaus war!

Er wußte jetzt, daß sie tot war.

Die in der Stube hörten nach einer Weile draußen im Flur einen Schrei wie das Brüllen eines Stiers und dann ein Poltern auf der Treppe. Sie kamen heraus, aber sie sahen nichts mehr. Ihre Blicke begegneten sich. In beider Augen stand der Schrecken, so furchtbar war der Schrei gewesen. Aber wenn sie wußten, daß es Brosi gewesen war, so sagten sie es nicht.

Am nächsten Tage fand Kasimir Schuler den Burschen bis zur Bewußtlosigkeit betrunken im Stall. Neben ihm lag eine Schnapsflasche. Von da an war kein schlimmerer Säufer, kein gefährlicherer Raufbold weit umher als der verkommende Brosi.

Der Mond kam wieder. Aber der nicht mehr, der in das Leben des Burschen geleuchtet und in dessen Schein die kleine Plazida gestanden.

Schweizer Porzellan.

Von E. Schr.

Mit dem Gedanken an Porzellan verbindet sich gerne die Vorstellung von etwas Schönem und Angenehmem oder von etwas recht Drolligem. Entweder sind wir geneigt, an die zarten Täßchen zu denken, mit denen uns schlanke Frauenhände den lockend und aromatisch duftenden Tee oder Kaffee kredenzen, oder vor unsern Augen steigen Visionen idyllischer Gestalten auf — Schäfer und Schäferinnen, lustige Tanzgruppen, die leichtgeschürzten Nymphenburger Mädchen, oder die Leda mit dem Schwan von Capo di Monte. Ob das damit zusammenhängt, daß man beim bloßen Anblick der